

Mit der Vergangenheit in die Zukunft. Klaipėda und die Kurische Nehrung

UWE RADA

Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein. 1929 war es, da verbrachte Thomas Mann seinen Sommerurlaub in Rauschen, einem „ziemlich trivialen Ostseebad, wie es viele gibt“, wie er enttäuscht notierte. Also schlugen Bekannte vor, auf die Kurische Nehrung zu fahren. Die sechshundneunzig Kilometer lange und oft nur wenige hundert Meter schmale Landzunge zwischen Ostsee und Kurischem Haff muss den Dichter sogleich überwältigt haben. „Man findet einen erstaunlich südlichen Einschlag. [...] Die weiße Küste ist schön geschwungen, man könnte glauben, in Nordafrika zu sein.“

Die Begegnung des Dichters mit der Landschaft der Nehrung hatte Folgen. Kurzerhand entschloss sich die Familie Mann, auf einem Hügel bei Nidden ein Sommerhaus zu bauen. Aber auch für das Bild der Kurischen Nehrung in Deutschland war der „Eindruck des Elementarischen, wie ihn sonst nur das Hochgebirge und die Wüste hervorruft“ von Bedeutung. Mit seinen poetischen Beschreibungen der Nehrung, die er am 1. Dezember 1931 im Rotary Club München vorgetragen hat, schuf Thomas Mann eine deutsche Seelenlandschaft, die so präsent ist, als hätte es die Katastrophe des 20. Jahrhunderts, die zu dieser Zeit schon an die Tür klopfte, nicht gegeben. Was daran ist Dichtung, was ist Wahrheit?

Schon früh sind wir mit der Fähre von Klaipėda nach Smiltynė übersetzt. Klaipėda ist die einzige Hafenstadt Litauens und Smiltynė der erste Ort auf der Nehrung, die hier nur ein paar Schiffsminuten entfernt

liegt. Der Kontrast freilich ist enorm. Auf der einen Seite des schmalen Memeltiefs Kräne, Tanker, Hafenzwischen, auf der andern die Zeitreise in die Vergangenheit einer Landschaft, die kaum Platz lässt für neue Gegenwart. Also fahren wir mit dem Bus in Richtung Süden, auf der alten Poststraße von Memel, wie Klaipėda einst hieß, nach Königsberg, das nun Kaliningrad heißt. Und plötzlich wissen wir: Es kann gar nichts anderes gewesen sein, als Liebe auf den ersten Blick. Vor uns Wälder und Dünen, rechts das Baltische Meer, links das Haff, über uns ein unverschämt blauer Himmel. Ausgeliefert ist man dieser ersten Liebe, so wie die Menschen, die hier leben, der Natur ausgeliefert sind. Und der Geschichte.

Von der Natur könnte man so erzählen: Noch nach der letzten Eiszeit waren der Küste mehrere Inseln vorgelagert. Im Lauf der Jahrhunderte aber sorgte der Westwind dafür, dass sich zwischen den Inseln Sand ansammelte. Auf der Landzunge, zu der die Inseln zusammengewachsen waren, wuchs dichter Wald. Als dieser ab dem 16. Jahrhundert fast vollständig gerodet wurde, wehte der Wind den Sand an der Meeresseite auf und schuf die Dünen, die sich fast über die gesamte Nehrung erstrecken. Die Sandberge wanderten stetig – mit einer Geschwindigkeit von sechs Metern im Jahr – in Richtung Osten auf die dort liegenden Dörfer der Fischer zu und begruben sie unter sich. Agnes Miegel, die ostpreußische Dichterin, hat den Untergang der Dörfer in der Dünenlandschaft in ihrem Gedicht „Die Frauen von Nidden“ beschrieben:

*Gott vergaß uns, er ließ uns verderben.
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben,
Nur, Mütterchen, komm, uns zu begraben.*

*Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, – einst unser Fluch.
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh“ –
Und die Düne kam und deckte sie zu.*

Erst dem Forstschutzbeamten der Memeler Kaufmannschaft, Düneninspektor Franz Epha, war es Ende des 19. Jahrhunderts gelungen, die Wanderdünen durch Neupflanzung von Bäumen und Sträuchern zum Halten

zu bringen. Sonst wäre auch Nidden untergegangen, lange bevor Thomas Mann die Landschaft für die deutsche Seele entdeckte.

Mit Thomas Mann sind wir schon mitten drin in der Geschichte der Nehrung, und die wird von vielen Chronisten nicht selten mit einem „Vorher“ und einem „Nachher“ beschrieben. Vorher gehörte die Nehrung zum Memelland, wie die Stadt und der Fluss, der ihr den Namen gab. Im Memelland lebten Litauer, Deutsche, Juden und Nehrungskuren meist in guter Nachbarschaft, bis es am 23. März 1939 „heim ins Reich“ geholt wurde. Zu diesem Zeitpunkt war Thomas Mann bereits ausgebürgert. Sein Sommerhaus wurde beschlagnahmt und geriet in den Besitz von Hermann Göring.

Das Nachher ist die Zeit nach den Deutschen im Memelland. Ihre Flucht begann schon im Oktober 1944, am Anfang eines kalten Winters, der einmal als der deutsche Fluchtwinter in die Geschichte eingehen sollte. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Rote Armee bereits ostpreußischen Boden erreicht. Die Eiseskälte forderte Opfer. Tausende erfroren, verhungerten, starben vor Erschöpfung. Als Ostpreußen Ende Januar 1945 von der Sowjetarmee fast vollständig eingeschlossen war, war die Eiseskälte auch ein Segen. Sie ermöglichte Zehntausenden den Weg von Königsberg über das zugefrorene Frische Haff auf die Frische Nehrung, und von dort weiter nach Danzig.

Stellvertretend für viele beschreibt Lotti Görke, eine Zeitzeugin, den Gang über das Haff:

Es war furchtbar glatt auf dem Eis, und oftmals fielen die Kinder hin. Stellenweise war das Eis sehr kaputt und war durch Holzbrücken erneuert. Hinter uns war das Donnern der russischen Artillerie und über uns die Flieger, kamen wir nur langsam vorwärts. Wir wären den Fliegern preisgegeben, wenn nicht ein dichter Nebel über dem Eis gelegen hätte, so waren wir wenigstens von oben sicher.“

Im kollektiven Schicksal der Flucht blieb vieles zurück. Das wenige, das man mitnehmen konnte, war das, was auf einen Leiterwagen passte – und die Erinnerung. Die Erinnerung an ein Memelland, eine Kurische Nehrung, ein Ostpreußen, das es so nicht mehr geben würde. Als das „Vorher“ der Deutschen endete, begann das „Nachher“ der Russen und Litauer in Klaipėda und auf der Kurischen Nehrung. Die Nehrung wurde, um es mit

dem Osteuropahistoriker Karl Schlögel zu sagen, zum „magischen Bild eines Deutschlands, das es nicht mehr gibt“.

Langsam wackelt unser Bus nach Süden. Die meisten Fahrgäste sind Touristen. Die Einheimischen hatten gleich nach der Ankunft der Fähre in Smiltynė den Weg zum Strand gesucht. Smiltynė und sein Strand gehören noch zum Stadtgebiet von Klaipėda, die Gemeinde Neringa beginnt erst in Juodkrantė. Vom Fenster des Busses aus sehen wir eine eigentümliche Landschaft: Kiefernwälder, kahle Hügel, wenige Dörfer, in denen die Zeit stehen geblieben scheint.

Nach einer halben Busstunde erreichen wir Nida, jenes Nidden, in dem Thomas Mann 1930 seinen ersten Sommer im eigenen Haus verbrachte. Durch die Vermittlung Einheimischer war ein Pachtvertrag für das Grundstück zustande gekommen, den Bau des Sommerhauses hatte der Memeler Architekt Reismann besorgt. Thomas Mann selbst schrieb über sein karges Idyll:

Alles war furchtbar einfach, nur Holz und Schleiflack. [...] Unten ist eine offene Veranda, dahinter liegt das Esszimmer. Alles andere sind Schlafzimmer. Nur eines im ersten Stock ist für mich als Arbeitszimmer eingerichtet. Von hier habe ich einen weiten Blick über das Wasser bis zur ostpreußischen Küste, die man aber nur selten sehen kann.

Auch heute kann man die gegenüberliegende Küste, an der seit 1945 die Grenze zwischen Litauen und Russland verläuft, vom Thomas-Mann-Haus, inzwischen Museum und literarische Begegnungsstätte, nicht sehen. Auch nicht den Rußstrom, einen der beiden Mündungsströme der Memel, der sich hier ins Kurische Haff ergießt. Also steigen wir auf die Dünen südlich von Nida, vorbei an bunten Fischerhäusern am Haff, das manchmal etwas brackig riecht, die Holzbohlenwege hoch zum Dünengrat, von dem schon der Maler Lovis Corinth fasziniert war. Und dann stehen wir oben, vor uns nur noch Weite. „Man glaubt in der Sahara zu sein“, gab Thomas Mann 1931 den Münchner Rotary-Herren einen Einblick in seine gefühlte Geografie. „Alles ist weglos, nur Sand, Sand und Himmel.“

Sand und Himmel. Was für Thomas Mann „elementarisch“ und überwältigend war, machte den Nehrungsbewohnern oft liebe Mühe. Fischer waren sie zumeist, ihre Sprache unterschied sich selbst von der der Kuren,

die zusammen mit den Prußen und anderen baltischen Stämmen zwischen Weichsel und Memel und zwischen Memel und Düna gesiedelt hatten. Im 15. Jahrhundert waren die Nehrungskuren von Livland im Norden auf die Nehrung gekommen. Das Haff war zwar wild und gefährlich, aber auch fischreich. Bald passten sich die Siedler den neuen Bedingungen an. Ihre Kurenkähne waren flache Boote, mit denen nicht nur das Haff befahren wurde, sondern auch die Memel stromaufwärts bis Tilsit. Hauptort der Nehrung wurde Nidden, das wegen der Wanderdünen mehrmals verlegt werden musste. An der heutigen Stelle befindet sich Nidden seit 1730.

Thomas Mann kannte die Geschichte des Ortes als er 1930 sein Sommerhaus bezog. Er wusste, dass Preußens Königin Luise auf der Flucht von Königsberg nach Memel am 8. Januar 1807 in Nidden Halt machte. Und er wusste von den Künstlern, die den Ort lange vor ihm entdeckt und zu einer Künstlerkolonie ausgebaut hatten. Schon 1816 war das am Fuße der Nehrung gelegene Cranz zum ersten Seebad in Preußen geworden, und der Sandkrug im Norden entwickelte sich bald zum beliebten Ausflugsort für die Memeler. Dass das genau in der Mitte gelegene Nidden zum zweiten Worpswede werden sollte, war der Königsberger Kunstakademie und einem ihrer bedeutendsten Schüler zu verdanken: Lovis Corinth.

Corinth besuchte Nidden erstmals 1879 und logierte im Gasthof von Hermann Blode. Je mehr es die Maler auf die Nehrung und zu den Sanddünen zog, desto berühmter wurde das Gasthaus Blode als Künstlerherberge. Bald musste Blode seinen Gasthof erweitern, es entstand jene berühmte Veranda mit Haffblick, die noch heute erhalten ist. Lange vor Thomas Mann waren sie alle da gewesen: die Brücke-Maler Max Pechstein und Karl-Schmidt-Rottluff oder der Expressionist Erich Mollenhauer. Höhepunkt der Niddener Künstlerkolonie sollte die 1914 in Königsberg gezeigte Ausstellung „Die Kurische Nehrung in der Kunst“ werden. Aber auch nach dem Ersten Weltkrieg und der Annexion des Memellandes durch Litauen ließen die Maler Nidden nicht im Stich. Ernst Mollenhauer heiratete 1923 die Tochter von Hermann Blode und ließ sich in Nidden nieder. Seiner Tochter Maja Ehlermann-Mollenhauer ist es zu verdanken, dass in einem ehemaligen Stallgebäude des Blodeschen Gasthofs 1999 ein kleines Museum errichtet wurde. Zu sehen sind vor allem Fotografien der Niddener Künstler, von denen Karl Eulenstein 1930, im Jahr in dem Thomas Manns das Sommerhaus bezog, die Nehrung als „Urlandschaft“ bezeichnete:

Ich wandere den Dünenkamm auf der Kurischen Nehrung entlang. Vor vielen Jahren sah ich die Dünen zum ersten Mal. Es war im Frühjahr. In praller Sonne lagen die aufgetürmten Sandmassen da. Das Schneewasser bildete in den Dünentälern blaue Seen, umrahmt vom violett-braunen, feuchten Sand. Eine Urlandschaft, großartig und unheimlich, wie vom ersten Schöpfungstag.

Zum Sommerhaus von Thomas Mann und die Dünen von Nida hinauf war vor einigen Jahren auch jemand gestiegen, der kurz zuvor einer anderen Landschaft die Aufwartung gemacht hatte – der Dokumentarfilmer Volker Koepp. In seinem unvergesslichen Porträt *Herr Zwilling und Frau Zuckermann* hatte Koepp 1998 die Bukowina und ihren Sehnsuchtsort Czernowitz wieder auferstehen lassen. 2001 machte sich Koepp schließlich daran, eine weitere dieser ehemaligen Vielvölkerregionen zu porträtieren. So entstand der Dokumentarfilm *Kurische Nehrung*.

Wir hatten uns Koepps Film schon vor der Abreise nach Litauen angeschaut. Wunderbare Bilder waren da zu sehen. Die Dünen und die Menschen in einem Kampf, den es so nur an diesem Ort geben konnte. Am meisten eingepägt hat sich uns die Geschichte von Renate, einem deutschen Waisenmädchen, das nach dem Krieg im Memelland geblieben war. Der Film zeigt Renate als alte Frau, die mit ihrem Cousin das „Krähenziehen“ nachstellt. Ganz in der alten Art der Hafffischer werden die Krähen angelockt, um ihnen schließlich den Kopf umzudrehen. Zur Belohnung, erinnert sich Renate, gab es sonntags Krähensuppe und in den Restaurants von Memel eine Spezialität – „Hafftauben“.

Was Volker Koepp nicht erwartet hatte: Die deutsche Kritik reagierte äußerst zwiespältig auf den Film. In der *taz* wurde ihm vorgeworfen, er habe – als „absolutes Muss für Vertriebene“ – dem deutschen Publikum einen „schönen Revanchismus“ präsentiert. In der *Berliner Zeitung* wurde der Rezensentin „unbehaglich, weil gewisse Fragen nicht gestellt werden“. Einzig die *FAZ* bescheinigte dem Filmemacher, ein „Romantiker“ zu sein, „der das Vergängliche würdigt, aber immer ein Licht in der Ferne sieht oder sucht“.

Machte also Koepp da weiter, wo andere wie Thomas Mann aufgehört hatten? Strickte auch er am Mythos einer deutschen Seelenlandschaft, die auch Wilhelm von Humboldt fasziniert hatte, der einmal sagte: „Die

Kurische Nehrung ist so merkwürdig, dass man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muss, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ Bestätigte er den literarischen Seufzer von Karl Schlögel, wenn dieser schreibt: „Die Kurische Nehrung findet man eher in der deutschen Seele als in einem Atlas.“ Leugnete Volker Koepp gar das „Vorher“ und das „Nachher“?

Sicher nicht. Aber zum „Jetzt“ der Nehrung trägt er wenig bei. Darüber kann auch sein erster Film über die Region nicht hinwegtäuschen. Schon in den Siebzigern hatte Koepp im litauischen Teil des ehemaligen Ostpreußen einen Film mit dem Titel *Grüße aus Sarmatien* gedreht. Der Film war ein Porträt des 1965 verstorbenen Dichters Johannes Bobrowski, der in der DDR mit seinen Gedichtbänden *Sarmatische Zeit* und *Schattenland Ströme* an das verloren gegangene Memelland erinnerte. Für Bobrowski war Sarmatien das Land der Kindheit gewesen – „ein Gebiet, aus dem ich stamme und in dem ich herumgekommen bin“.

Für Bobrowskis Geburtsstadt Tilsit, seit 1945 Sowjetsk und russisch, hatte Koepp damals keine Drehgenehmigung bekommen, wohl aber für die in der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik gelegene Kurische Nehrung. „Dieser Kurzaufenthalt verstärkte die Sehnsucht“, gestand Koepp, als er nach dem Wie und Warum seines Films *Kurische Nehrung* gefragt wurde. So bekam vor dreißig Jahren auch das Publikum in der DDR die Sehnsuchtslandschaften zu sehen, die Koepp seitdem immer wieder auf die Leinwand bringt, zuletzt mit dem Film „Memelland“ aus dem Jahr 2008. Es ist tatsächlich eine untergegangene Welt, die Koepp vorstellt, eine Welt, die die auf der Flucht verstaubten Erinnerungen wieder auspackt.

Sarmatien: Bei Koepp ist die von Herodot und Ptolemäus beschriebene sarmatische Ebene, die sich weit hinein in den Osten erstreckt, die Vielvölkerlandschaft der Vergangenheit. Doch es gibt noch ein anderes Sarmatien. Eines, das weniger der Sehnsucht als der Realität verpflichtet ist. Dieses Sarmatien findet sich in Büchern wie „Sarmatische Landschaften“ von Martin Pollack, der den Begriff entstaubt und ihn auf seine Tauglichkeit für die Gegenwart abklopft. Man kann es in den Essays und Reiseberichten von Jurij Andruchowjtsch oder Andrzej Stasiuk entdecken. Oder in den Historiographien junger Historiker wie Andreas Kossert, der in seiner Geschichte Ostpreußens schreibt: „Es geht nicht um die Europäisierung ostpreußischer Geschichte, sondern darum Ostpreußens immensen

kulturellen Reichtum als Schnittstelle mehrerer Welten zu begreifen und auch zu ergründen, was der Nationalismus beförderte.“

Dieses Sarmatien werden wir auf der Kurischen Nehrung nicht finden. Nicht im litauischen Teil und nicht im russischen, der keine zwei Kilometer von Nida in Morskoje und Rybatschij beginnt. Auch in Sowjetsk, wie der Geburtsort von Johannes Bobrowski heute heißt, gibt es keine Vielvölkerlandschaft mehr. Um das untergegangene und dennoch lebendige Neben- und Miteinander von Menschen verschiedener Herkunft zu finden, müssen wir die Kurische Nehrung wieder verlassen und zurück aufs Festland – nach Klaipėda, dem ehemaligen Memel.

Schon am Hafen empfängt uns wieder der Trubel und Lärm der Industriestadt. Die Sprache, die man hier am häufigsten hört, ist Russisch. Auf den Fähren, in den Straßen zur Innenstadt, in Cafés und vor Museen wird es mit einer Selbstverständlichkeit gesprochen, die man im Baltikum sonst vermisst. Wir fragen uns, womit das zu tun hat: Weil die Sowjets Litauen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht in dem Maße russifiziert haben wie Lettland oder Estland? Weil der Widerstand der Litauer zuerst gegen den Deutschen Ritterorden, später gegen die Besetzung durch die Russen, ein nationales Selbstwertgefühl hinterlassen hat, das weniger fragil ist als in anderen Städten wie Tallinn oder Riga? Weil Litauen mehr Erfahrung hat im Umgang mit Minderheiten? Immerhin gibt es im Land mit seinen vier Millionen Einwohnern nicht nur dreihundertfünfzigtausend russische Muttersprachler, sondern genauso viele Polen. Außerdem leben zwischen Klaipėda und Wilna dreiundsechzigtausend Weißrussen, fünfundvierzigtausend Ukrainer und fünftausendeinhundert Tataren.

Eine Antwort liefert uns schließlich ein ehemaliger Professor von der Universität in Klaipėda. Leonidas Donskis, Historiker und Philosoph, stellt sich die Frage, ob man Klaipėda am Ende des 20. Jahrhunderts, so wie einst Thomas Mann Lübeck, als eine „geistige Lebensform“ bezeichnen kann? Seine Antwort fällt eindeutig aus: Ja.

Zur Begründung sagt Donskis: „Auf Grund seiner historischen Katastrophen war Klaipėda geradezu zur ständigen Modernität verdammt: Hier beginnt stets alles von neuem, hier wurde unter Geschichte immer wieder ein Schlussstrich gezogen und von vorn begonnen, hier gab es ständig ein Programm des neuen Weges.“ Und dann sagt er etwas, das uns aufhorchen lässt: „Durch die immer wiederkehrenden Anfangssituationen wird

Klaipėda niemals von derartigen modernen Erscheinungen heimgesucht, wie kultureller Ermüdung, antikultureller Metaphysik und ähnlichem – denn hier muss ja alles fast *ex nihilo* geschaffen werden.“

Tatsächlich verlief die Geschichte von Memel und Klaipėda in einem ständigen Auf und Ab. Zum Auf gehörte 1252 die Gründung der Memelburg am Memeler Tief, die der Stadt ihren Namen gegeben hat. Anders als Riga, das bereits 1201 gegründet wurde oder das 1255 gegründete Königsberg fehlte es Memel freilich am Hinterland. Die Umgebung der Stadt war – als so genannte „Große Wildnis“ – entweder unbesiedelt, oder sie war litauisch. Kein guter Standortfaktor also, befand sich doch der Deutsche Orden mit den litauischen Stämmen bis ins frühe 15. Jahrhundert im Dauerkrieg.

So kam es erst nach der Gründung des weltlichen Herzogtums Preußen unter Albrecht von Brandenburg im Jahre 1525 zu einem ersten Aufschwung in Memel. In die Hafenstadt wanderten nun auch Litauer ein und wurden – in dem sie den evangelischen Glauben annahmen – zu preußischen Litauern. Ihnen verdankte auch der Vater von Simon Dach, dem Barockdichter und mutmaßlichen Schöpfer des „Ännchens von Tharau“, seinen Job – er arbeitete im Memeler Schloss als Dolmetscher für die litauische Sprache. Simon Dach selbst nannte die Stadt „Mümmel“:

*Du, werthe Mümmel, gute Nacht!
Du müssest glücklich leben.
Kein Wehmuth, kein Verlust, kein Leid
Geb Ursach Dir zu trauern;
Empfinde Fried und gute Zeit
Stes inner Deinen Mauern!*

Das nächste Ab war der Dreißigjährige Krieg, in dessen Folge Memel von den Schweden besetzt wurde. Das nächste Auf leitete Preußens Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm ein, der „Mummell“ nicht nur zur Garnison ausbaute, sondern auch den Friedrich-Wilhelm-Graben anlegen ließ. Über den konnten die Schiffe von der Memel nun in die Hafenstadt fahren ohne übers gefährliche Haff zu müssen. Auch ans preußische Postnetz schloss Friedrich Wilhelm Memel an. Zweimal die Woche verkehrte ein Reiter von Kleve im äußersten Westen Preußens nach Memel im Nordosten. Bald lebten nicht mehr nur Deutsche und Litauer in der Hafenstadt, sondern auch

Niederländer, Schotten, Engländer und französische Hugenotten, die als Glaubensflüchtlinge gekommen waren.

Ein weiterer Zuwanderungsschub erfolgte nach der Großen Pest von 1709, der in Memel 2.000 Bewohner und damit ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer fielen. Mit Hilfe einer staatlich gesteuerten Einwanderungspolitik, des so genannten „Großen Rétablissements“, holten Preußens König Friedrich I. und der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. 2.000 Schweizer und 17.000 Salzburger nach Ostpreußen. Die bunt gemischte Bevölkerung in der preußischen Ostprovinz wuchs zwischen 1713 und 1740 auf 600.000 Einwohner an und erreichte wieder das Niveau vor dem Dreißigjährigen Krieg. Auch Memel profitierte vom Wiederaufbau und etablierte sich neben Königsberg als Hafenstadt. Von einer „geistigen Lebensform“ wie Thomas Manns Lübeck war es freilich noch weit entfernt.

Tatsächlich ist Memel lange Zeit nicht über die Grenzen einer Provinzstadt hinausgekommen. Anfang des 19. Jahrhunderts zählte es gerade einmal 5.080 Einwohner, die in 687 Privathäusern lebten. Neben 556 Stadtbürgern hatte Memel 120 Kaufleute und 436 Handwerker. Kein Vergleich also mit Königsberg, das mit knapp 60.000 Einwohnern nach Berlin und Breslau die drittgrößte Stadt in Preußen war. Wie provinziell es in der Stadt an der Dange zugeht, schilderte 1814 ein Durchreisender:

Die Damen sprechen ein erbärmliches Französisch, singen kläglich, spielen das Pianoforte mittelmäßig und handhaben die Gitarre zum Bejammern. Den Frauen ist durchaus jeder Anstrich von wissenschaftlicher Bildung fremd, daher ist die Unterhaltung mit ihnen keineswegs anziehend, und die dabei gegenwärtigen jungen Herren sind durchaus unerträglich. In Memel sind keine Gelehrten, außer die wenigen, die es ex officio sein müssen, keine Künstler, keine Buchläden, keine Gemälde- und Kunstsammlungen und überhaupt nichts, was den Geschmack verfeinern, den Geist beschäftigen und die Sitten mildern könnte.

Und das sollte, nach der Flucht des Königspaares vor Napoleon aus Königsberg im Januar 1807 Preußens provisorische Hauptstadt sein? König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise waren in Memel im Haus des Kaufmanns Consentius untergebracht, das direkt am Ufer der Dange lag. Friedrich Wilhelm und Luise kannten Memel. Fünf Jahre zuvor hatten

sie sich in der Stadt erstmals mit dem russischen Zaren Alexander I. getroffen und eine fast ein Jahrhundert währende Freundschaft zwischen Preußen und Russland begründet. Doch der Aufenthalt 1802 war ein Besuch. Nun hieß es, sich wohl oder übel in der Stadt einzurichten. Während der König gute Miene zum bösen Spiel machte und das „lebhaftes und doch halb ländliche Memel“ lobte, litt die Königin an seiner Provinzialität und am maritimen Klima. Als das Königshaus 1808 Memel wieder verließ, machte sie aus ihrer Freude kein Hehl. Für die Bewohner des heute knapp 200.000 Einwohner zählenden Klaipėda, nach Wilna und Kaunas die drittgrößte Stadt Litauens, ist die Geschichte der preußischen Hauptstadt auf Zeit dennoch von großem Interesse. Lange Zeit war Memel in Klaipėda ein Tabu, nun ist es ein Teil seiner Geschichte. Am ehemaligen Haus des Kaufmanns Consentius, das in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum Memeler Rathaus umgebaut wurde, erinnert seit 1999 eine Gedenktafel in litauischer und deutscher Sprache an den hohen Besuch: „In diesem Hause residierten König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise in den Jahren 1807–1808 auf der Flucht vor Napoleon.“

Ganz besonders stolz sind die Bewohner von Klaipėda, dass Preußens Antwort auf die Niederlage gegen Frankreich und den Frieden von Tilsit – das Jahrhundertwerk der Reformen – ihren Anfang in der Vorgängerstadt genommen hat. Schon drei Monate nach dem Friedensschluss wurde in Memel das berühmte Oktoberedikt unterzeichnet, mit dem der Freiherr vom Stein 1807 die Bauernbefreiung verkündete. Darin heißt es: „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit in Unseren sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute.“

Stein war bereits am 30. September 1807 nach Memel gekommen. Als preußischer Handels- und Finanzminister hatte er bereits vor dem Krieg eine umfassende Reform des preußischen Staatswesens vorgeschlagen, sehr zum Ärger des Königs, der Stein wenig später entließ. Dass nun, in Memel, seine Stunde schlug, war neben Hardenberg auch der Königin Luise zu verdanken. Mehrfach setzte sie sich bei Friedrich Wilhelm für Stein ein, der schließlich vom König zum preußischen Staatsminister ernannt wurde. Dieses Amt hatte er inne – bis Napoleon 1808 seine Entlassung durch den preußischen König forderte, und auch durchsetzen konnte.

Aber auch zu Hardenberg, der Stein im Amte des Staatskanzlers folgte, hatte Luise ein besonderes Verhältnis. Gleiches gilt für Wilhelm

von Humboldt, der bald auch in Memel weilte – und natürlich auf der Kurischen Nehrung, dieser ihm so italienisch und spanisch anmutende Traumlandschaft. Nicht nur die Bauernbefreiung oder die preußische Heeresreform wurden im Memeler Exil auf den Weg gebracht, sondern auch die preußische Bildungsreform, wie der gebürtige Memeler Historiker Wolfgang Stribrny heute feststellt: „Was in Berlin mit der Friedrich Wilhelm Universität 1809 realisiert wurde und weltweit vorbildlich wurde für alle Universitäten, begann in Memel. Hier empfing der König verjagte Professoren der Friedrichs-Universität Halle an der Saale und sagte zu ihnen: was man ‚an physischen Kräften‘ verloren habe, müsse ‚der Staat durch geistige Kräfte ersetzen‘.“

Als Friedrich Wilhelm und Luise Memel im Januar 1808 wieder in Richtung Königsberg verließen, war der König voller Dankes für die Bewohner seiner temporären Hauptstadt:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während Meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Anhänglichkeit an Meine Person, Meine Gemahlin und Mein ganzes Haus. So wie es unvergesslich sein wird, dass Memel allein von allen Städten Meines Reiches von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch Ich Mich stets dankbar erinnern, dass die göttliche Vorsehung Meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Bewohner dieser Stadt und Gegen Mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Wert dieser Erinnerung und sichern der Stadt Mein immerwährendes Wohlwollen.“

Auch wenn sich Friedrich Wilhelm nicht bloß schriftlich, sondern auch finanziell dankbar zeigte: Seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankte Memel nicht dem preußischen Königshaus, sondern dem politischen Weltgeschehen. Schon während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges von 1775 bis 1783 war die englische Nachfrage nach Kriegsschiffen und damit nach Holz deutlich gestiegen. Nun zahlte es sich aus, dass die Memel mit ihren schier unendlichen Wäldern am Oberlauf nicht nur bis Königsberg schiffbar war, sondern auch bis in die gleichnamige Hafenstadt. Liefen 1768 lediglich 363 Schiffe Memel an, waren es 1792 bereits 1.000. Noch mehr Aufschwung brachte der Krimkrieg. Aufgrund der Blockade der russischen Häfen durch die britische Flotte wurde fast der gesamte Handel des russischen

Imperiums über Memel abgewickelt. Nach dem Ende des Kriegs konnte die Stadt ihre Vormachtstellung ausbauen. Nun gingen die meisten Waren nach England. Das blieb auch kulturell nicht ohne Folgen, wie die litauische Historikerin Nijolė Strakauskaitė schreibt: „Der englische Lebensstil, der manch einem Besucher Memels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auffiel, war in ganz Memel en vogue, besonders in den wohlhabenderen Häusern. Man sprach englisch und pflegte britische Manieren. Memel war eine geschäftige und lebhafte Stadt. Fast hundert Windmühlen waren in Bewegung; unzählige kleine und große Schiffe lagen an der Dange und beschäftigten Reeder, Kaufleute, Seeleute und Hafentarbeiter litauischer, russischer, jüdischer, polnischer oder englischer Herkunft.“

Es war jene Zeit, in der Memel, die aufstrebende Hafenstadt in Ostpreußen, tatsächlich eine „geistige Lebensform“ zu entwickeln begann. Nicht unbedingt im Sinne einer hanseatischen Bürgerlichkeit, wie sie Thomas Mann bei seinem Vortrag zur 700-Jahresfeier der Reichsfreiheit von Lübeck 1926 im Sinn hatte. Memels *genius loci* war der der internationalen Hafenstadt, die immer wieder frischen Wind ins Land ließ. Die liberale Atmosphäre überdauerte selbst die politischen Umwälzungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Besetzung Memels durch litauische Freischärler blieb Klaipėda, wie es nun hieß, die weltoffene Antwort auf die zunehmend nationalistische Hauptstadt Kaunas. Selbst die Sowjetisierung überstand Klaipėda weitgehend unbeschadet. Zwar wurde der Hafen nach 1945 mit einem zwei Meter hohen Zaun von der Stadt abgeriegelt, so dass die Stadt, wie es der litauische Dichter Tomas Venclova nennt, vom Meer abgetrennt wurde. Doch schon nach Stalins Tod begann die Hafenstadt zu boomen. In den achtziger Jahren schließlich besann man sich auch auf das deutsche Erbe, meint der Historiker Vygantas Vareikis. Symbol dieses Umdenkens sei die Rekonstruktion des im 18. Jahrhunderts gegründeten und nach dem verheerenden Stadtbrand 1857 wieder aufgebauten Theaters gewesen.

Als wir am Abend müde zum Hotel gehen, ist endlich Zeit für den Theaterplatz, dem magischen Ort für alle Touristen aus Deutschland. Hier steht die Kopie des Denkmals für das Ännchen von Tharau, das nach einem Entwurf des Bildhauers Alfred Kühne 1912 in Memel aufgestellt wurde. Das Geld hatten die Bürger der Stadt mit einer Spendensammlung zusammengetragen. Die reale Figur hinter dem Denkmal ist Anna Neander, eine

Pfarrerstocher, die 1615 in Tharau, Kreis Preußisch Eylau geboren wurde und 1685 in Insterburg starb. Drei Männer hat das „Ännchen“ überlebt. Das berühmte Lied, das Johann Gottfried Herder vom Samländischen ins Hochdeutsche übertragen und Friedrich Silcher vertont hat, entstand wohl anlässlich der Hochzeit mit ihrem ersten Mann, dem Pfarrer Johannes Partatius:

*Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.
Ännchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!*

Unklar ist bis heute, ob das Ännchen aus der Feder von Simon Dach stammt oder nicht. In Klaipėda ist freilich weniger das Lied zum Symbol geworden als das Denkmal auf dem Sockel des Simon-Dach-Brunnens. Kaum war Hitler unter dem Jubel der Bevölkerung am 23. März 1939 in Klaipėda eingetroffen, musste das Ännchen weichen. An seiner Stelle wurde eine Hitlerbüste aufgestellt. Nach dem Krieg ergänzten die Sowjets die symbolische Denkmalschlacht um ein monumentales Panzerdenkmal. Doch schon 1988, mit der Gründung der litauischen Bürgerbewegung Sajūdis, beschloss die Stadt Klaipėda, das alte Denkmal wieder aufzubauen. Ein Jahr später war es so weit. Rekonstruiert nach alten Fotografien steht das Denkmal des Ännchen von Tharau seitdem wieder am alten Platz vor dem Memeler Theater, das bereits 1983 wieder aufgebaut worden war. Und wieder kam das Geld von den Bürgern – denen aus Klaipėda und denen aus Memel, die heute in Deutschland leben.

Königin Luise, die preußischen Reformier, Simon Dach und das Ännchen von Tharau. Was für deutsche Heimattouristen Balsam auf die Seele ist, ist in Litauen Teil einer Spurensuche, die vor allem die jüngere Generation an die deutsche Vergangenheit heranführt. So haben die Autorinnen Rasa Krupavičiūtė und Jovita Saulėnienė Preußens Königin Luise und ihren Aufenthalt in Memel sogar ein ganzes Buch gewidmet. Allerdings folgt das litauische Erinnern an die deutsche Vergangenheit anderen Motiven als das russische Gedenken, etwa an die Königin Luise in Sowjetsk. Im

Mittelpunkt steht weniger die nationale Geschichtspolitik, als vielmehr die regionale Perspektive. Spürbar ist das vor allem in Kleinlitauen, dem ehemaligen Memelland im Westen des Landes, wo die preußische und deutsche Vergangenheit immer noch mit Händen greifbar ist.

Für den litauischen Historiker Alvydas Nikžentaitis gehen die verschiedenen Erinnerungspfade bereits auf die Zeit der Sowjetunion zurück. „Anderers als die Bewohner im Kaliningrader Gebiet“, betont der Direktor des Litauischen Historischen Instituts, „haben sich die Litauer im Memelland schon zu Zeiten der Sowjetunion mit dem kulturellen Erbe Ostpreußens beschäftigt.“ Hinzu komme die Tatsache, dass die Memelniederung bis 1945 eine multikulturelle Region war, in der Deutsche, Litauer, Juden und autochthone „Memelländer“ wohnten. Das erleichtere es, dass in Klaipėda heute Platz für „viele Heimaten“ sei, meint der Historiker. Der Umgang mit dem historischen Erbe, sagt Nikžentaitis, sei der Gradmesser für die Herausbildung einer regionalen Identität.

Vielleicht macht das den *local spirit*, die „geistige Lebensform“ in Klaipėda aus: In Nida oder den anderen Orten auf der Nehrung – Juodkrantė, Peralka oder Preila – wäre das Ännchen von Tharau wohl Teil einer Erinnerungslandschaft geworden, die sich mehr und mehr selbst genügt – ein Symbol des „Vorher“. In Klaipėda dagegen ist es ein Hinweis auf das „Jetzt“. Eine Erinnerung, die sich die Gegenwart gönnt, weil ihr die Vergangenheit nicht mehr gefährlich werden kann. Es ist ein „Jetzt“, das so litauisch, russisch und polnisch ist wie auch deutsch, schwedisch und dänisch. Ist Litauens Hauptstadt Wilna, wie schon zu Zeiten des Großfürstentums, Litauens Tor zum Osten, öffnet Klaipėda die Tür zum Westen. In der Hafenstadt zeigt sich Litauen von seiner europäischsten Seite.

Gehalten am 10. Juli 2011

UWE RADA, geboren 1963 in Göppingen, lebt seit 1983 in Berlin. Nach dem Studium der Geschichte und Germanistik arbeitete er als LKW-Fahrer und Gabelstaplerfahrer. Seit 1994 ist er Redakteur der taz für Stadtentwicklung. Sein großes Interesse gilt darüber hinaus der Kulturgeschichte Ostmitteleuropas. Zuletzt erschien im Siedlerverlag 2010 das Buch „Die Memel. Kulturgeschichte eines europäischen Stromes“, das auch ins Belarussische und Polnische übersetzt wurde. Im Frühjahr 2013 erscheint „Die Elbe. Europas Geschichte im Fluss“.